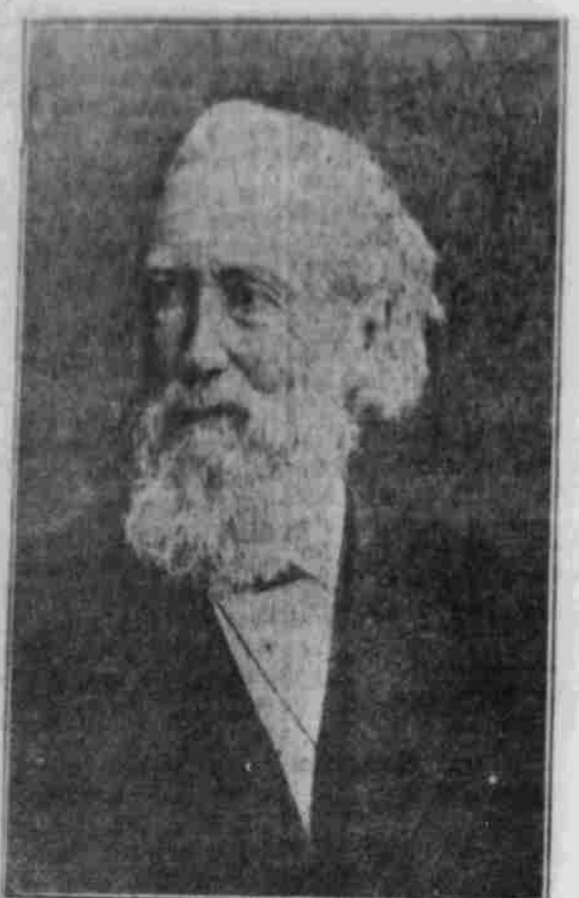
Ein deutscher Heimathsdichter.

Zum 25. Todestage Theodor Storm's, 4. Juli.
Von **Karl Gerz.**



Theodor Storm, ein deutscher Heimathsdichter.

[illegible] „[illegible], sie schlafen im Waldesgrunde", läßt er Reinhard in „Immensee" von den Volksliedern sagen. Er hat sie geweckt. Urplötzlich begannen sie zu klingen: Die Haide, das Meer, die Marschen, die bis dahin stumm geblieben, zeigen plötzlich ihre herbe Schönheit. Anmuthig entsteigt das Bild der Heimath all der Poesie, „freilich nicht in realistischer Schärfe, sondern von dichterischer Stimmung getragen und umwoben".

In Husum im Friesischen erblickte der Dichter am 14. September 1817 das Licht der Welt. „Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt", schreibt er einmal, „sie liegt in einer baumlosen Küstenebene, und ihre Häuser sind alt und finster." Größer und stimmungsgewaltiger aber steigt das Bild seiner Heimathsstadt, wie er es in der einsam melancholischen Stimmung eines nebelverhangenen Novembertages erblickt haben mag, aus dem von feierlichem Ernste getragenen Gedichte: „Die Stadt" herauf. An dieser Stadt, „der grauen Stadt, am grauen Strand, am grauen Meer" hängt sein ganzes Herz:

„Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf Dir, auf Dir
Du graue Stadt am Meer."

Haide und Meer sind es, die der Umgebung Husums, die dem Friesenlande die besondere Eigenart geben — sie wird der Dichter nicht müde zu besingen. Etwas Gespenstisches, Uebersinnliches lastet und brütet auf der weiten Haideeinsamkeit und der wogenden Unendlichkeit des Meeres, liegen sie in einfältiger Stille da. Nirgends eine Grenze. Endlos streift der Blick. Ganz ungezwungen setzt sich die sinnliche Welt in die übersinnliche fort — unmerklich fließt das Leben in den Traum über. Die Mystik spinnt ihre Fäden. Doch wenn „Boreas die große Naturorgel spielt" (wie es bei Storm so schön heißt), wenn er die Meereswogen peitscht, daß sie hoch aufschäumend mit Donnergepolter auseinanderstürzen, sich überjagen, wenn er schaurig über die Haide heult — in diesen Augenblicken voller Leidenschaft ist die Natur rauh, hart, grausam. Und sie reißt den Menschen auf aus seinen Träumen, zwingt ihn, sich auf sich selbst zu besinnen, zu kämpfen, sich zu schützen. So kennzeichnet denn den Menschen des Nordens die Mischung des innerlich Weichen, des sinnig Träumerischen und des kernig Herben und Schroffen. Meisterhaft kommt dieses Gepräge bei Storms Gestalten zum Ausdruck. Die Eigenart des Norddeutschen hat vielleicht keiner so tief, so wahr erschaut wie Storm. Bei ihm selbst überwiegt — ungleich dem stammverwandten Hebbel — das Weiche, Gefühlsmäßige, Lyrische, und das breitet einen wunderbaren Zauber über seine Dichtung! Und doch zeigt auch er „stolze Herbheit, eine kernhaft männliche, ja schroffe Ueberzeugung", die seiner Dichtung den schweren, beinahe verhärmten Zug geben, der auf ihr zuweilen liegt. Und vollends als die schweren Schicksale seines Heimathlandes, das bittere Brot der Verbannung ihn zum Manne reifen ließen, da löst er zum mindesten in der Novelle sich mehr und mehr von dem „Weichen, Stimmungsreichen, Wimmerigen der Resignation" und wendet sich dem herberen Realismus zu. Die lyrische Novelle, wie sie uns am schönsten in „Immensee" entgegentritt, wandelt sich in „Viola tricolor", im „Bekenntnis" usw. in die psychologische, dramatisch bewegte.

Storm ist also letzten Grundes seinem ganzen Wesen nach Lyriker: Anklingend an Heine, und in der Auffassung der Natur an Eichendorff sich anlehnend — „mit dessen Werken", wie er in einem Briefe des Jahres 1854 schreibt, „er seit 18 Jahren im innigsten Verkehr gestanden hat" — zeigt sich bei ihm eine Echtheit, Innigkeit und Einfachheit des Empfindens, die ihn mit Mörike eint. [illegible] Storms durch: die Natur und die Liebe. Mit einem außerordentlich tiefen [illegible] Schärfe der Sinne. Den Zauber der Haide, besonders in der Mittagsglut, hat niemand so tief zu deuten verstanden wie er. Die Romantik der wechselnden Tages- und Jahreszeiten hat er vielfältig in entzückenden Bildern ausgemalt. In seinen Liebesliedern sucht keine Sentimentalität mit falschem Pathos und unwahrer Phrase. Alles ist unmittelbares Erleben, athmet frisches Empfinden. „Es ist ein Realismus voll Reinheit und Adel der Zeichnung", wie der feinsinnigste Kritiker der Stormschen Lyrik, Alfred Biese, treffend sagt. Die treue Liebe zu Frau Constanze weht aus seiner Liebeslyrik, und doch weiß er auch trotz aller Zartheit und Weichheit eine starke, bestrickende Sinnlichkeit hineinzulegen. Storms Lyrik ist reinste Stimmungslyrik; er gibt kaleidoskopartige Bilder und überläßt es dem Leser, die Reflexionen selbst auszudenken.

Aus seiner Lyrik ist Storms Novellistik hervorgewachsen, „und das Küchlein trägt die Eierschalen auf dem Rücken, die seine Herkunft verrathen". Wenn er recht bewegt sei, bedürfe er der gebundenen Form, hat der Dichter an Mörike geschrieben, „in der Prosa aber ruhte er aus von den Erregungen des Tages". Nicht mit Unrecht sagt R. M. Meyer: Storm bedient sich der Novelle, um die ersehnte Stimmung zu erlangen — um, sich auszuruhen von den Erregungen des Tages" —; besitzt er sie, so wird ihm ihr Inhalt von selbst zum Gedicht. Deshalb sind auch die Verse innerhalb der Erzählungen bei Storm gewissermaßen ungewollter Uebergang in die Sprache der Dichtung. Und auch in der Novelle hält der Dichter zunächst nur fast in sich selbständigen Bildern allein die Stimmungen fest, in die seine Menschen nacheinander durch den Gang der Ereignisse versetzt werden. Erst später wandelt sich diese lyrische Stimmungsnovelle, wie oben ausgeführt, in die psychologische, dramatisch bewegte, in der die Empfindungen nicht mehr in Stimmungen aufgelöst, nicht mehr verschleiert, sondern im Gegentheil mit eindringlicher Psychologie bloßgelegt und entwickelt werden.

Der lyrische Grundzug in Storms Wesen paart sich mit einer gesunden Romantik. Romantisch ist seine Sehnsucht nach der poetischen Einsamkeit, nach der Abgeschiedenheit vom prosaischen Lebenslärm.

„Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit."

In diesem Schlußakkord seines schönen, feierlichen Haidegesanges faßt er gewissermaßen sein Lebensbekenntnis zusammen, sich auch hier wie stets als ein echter Sohn norddeutscher, friesischer Erde zeigend. Die „Garteneinsamkeit ist die Mutter meiner meisten Produktionen", bekennt er Ludwig Pietsch. Und er liebt es, in seiner „Garteneinsamkeit" zu sitzen und zu sinnen, sich zurückzuträumen in jene köstliche Jugendzeit, die ihm fast das einzige Erlebnis ist, das sein Leben aufweist. Dann werden die alten Erinnerungen wach, dann steigen die alten Gestalten hoch und — dann fließt der Strom seiner Dichtung. Insbesondere seine Novellen entspinnen sich fast alle aus einem vergilbten Album, einer verblichenen Haarlocke, einer unerwartet aufgefundenen Handschrift, der Wiederbegegnung mit einer Jugendbekanntschaft. Alles ist Selbsterlebtes oder Erzählung seiner alten Großmutter Woldsen und seiner treuen Freundin Lena Wieß, „der Scheherazade seiner Jugend". „Tiefes Selbsterleben ist das Wesentlichste", schreibt er einmal, als er sich gegen das unruhige, zerstreuende Reisen und Skizzensammeln wendet. Tiefes Selbsterleben bebt durch jede Faser dieser wundervollen Dichtungen. Und aus dieser wundervollen Dichtungen. Und aus nen schöpft der Dichter! Endlose Erinnerungen umranken seine so reich gesegnete Dichterjugend.

Des Dichters Tochter Gertrud hat sie in dem unlängst bei Karl Curtius in Berlin erschienenen Lebensbilde ihres Vaters enthüllt. Da heißt er als jüngster, [illegible] die erste Hochzeit mit [illegible] Phantasie [illegible] Originale [illegible] Puppenspieler, seine Erzählungen, oder — das Schönste — der Knabe kriecht mit seinem besten Freunde Hans Räuber in eine große leere Tonne im Packhause, und sie erzählen einander alle Märchen, die sie wissen. [illegible] eines großen Unglücks ein. [illegible] unvergessen, oder die heulenden Wogen einer Sturmfluth füllen die Seele des Knaben mit grausig großen Bildern. Erster junger Schmerz, der Tod der Schwester, reißt aus dem Herzen und von den Lippen die ersten Verse. Alle jungen Leiden aber sinken in nichts vor dem großen Glückswunder, das alle Jahre wiederkehrt, dem Weihnachtsfeste. Das große Jugendglück hat der Knabe tief in's Herz geschlossen, meisterhaft gibt es der Mann wieder. Und dann die Haide mit all ihrem Zauber, das Feriengück bei den Großeltern väterlicherseits im Wald- und Mühlenhaus von Westermühlen!

Als Storm sich nach beendeter Studienzeit in seiner Vaterstadt als Advokat niedergelassen und Frau Constanze heimgeführt hatte, da flossen eine Reihe glücklicher Jahre, deren rascher Gefühlsinhalt ein junges Eheglück war, an ihm vorüber. Und doch! hätte diese Zeit des Glücks nicht durch das harte Schicksal trostloser Verbannung ein jähes Ende gefunden, Storm würde schwerlich sich zu jenem gereiften, geläuterten, mit einem gewissen, sich mählich steigernden Pathos künstlerisch ausgerüsteten Manne und Dichter durchgerungen haben, der er später war. Es liegt tiefe Wahrheit in Klaus Groth's Behauptung, das Holstenheimweh — „dat Lengen" nennt es der Dithmarsche — habe Storm zum Dichter gemacht. Man muß die Heimath verloren haben, um sie in Wahrheit zu besitzen. Die schweren Schicksale seines Heimathlandes, die Liebe zu Freiheit und Recht, der Zorn über die Unterdrücker rafften den Träumer auf. Er, der bis jetzt nur der süßen Jugendsehnsucht gelebt, verstand jetzt auf einmal einen kräftigen Weltton anzuschlagen. Dem weichen Stimmungs- und Liebeslied gesellt sich das muthigtrotzige Kampflied bei:

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land,"

singt der Dichter, der „treueste Sohn" der Heimath, mit Fug und Recht auch von sich selbst. Schwer lastete nach der unseligen Schlacht bei Idstedt (1850) das Dänenregiment auf den schleswig-holsteinischen Landen, und auch Storm ward zum Märtyrer für die heilige, gerechte Sache. Er verlor sein tägliches Brod — die beim Thronwechsel nöthige Bestätigung der Advokatur blieb ihm versagt. Im Jahre 1853 fand er dann im preußischen Justizdienst Unterkunft. „An einem klaren Herbsttage im Oktober war die Abschiedsstunde unabweisbar gekommen," schreibt des Dichters Tochter Gertrud. Blutenden Herzens steht Storm zum letzten Male vor seinem Hause, und in der schweren Abschiedsstimmung entringt sich eines der schönsten Gedichte seiner Brust:

„Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt."

Noch einmal lauscht er dem Möwenschrei; dem Rauschen der Fluth, mit seinem Weibe und seinen Knaben und heißt sie, sich die Stätte einzuprägen, auf deren Grund, wo sie auch weilten, ihr Vaterhaus stünde. Alles andere als die heimathliche Scholle, „von der sich jetzt sein heißes Auge trennt," ist Lüge, ruft er seinem jüngsten Kinde zu. „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!" Und so zog er denn in die Fremde, in die Verbannung!

Schwer hat er an ihr getragen. Schier verzweifeln wollte er manchmal. Aber dennoch verließ ihn der Glaube an die endgültige Rückkehr nicht. Die Heimathsehnsucht, das Holstenheimweh, fand seinen Niederschlag in seinen Dichtungen. Am schönsten tritt es uns in der Weihnachtsnovelle „Unterm Tannenbaum" entgegen. Und in die Stimmung in den Jahren der Verbannung führen uns auch die Briefe, die er aus der Fremde an die Lieben in der Heimath gerichtet hat, und deren Veröffentlichung wir Gertrud Storm verdanken. Das Heimweh, das durch die Briefe wie ein Grundakkord hindurchklingt, hat etwas unendlich Rührendes. Immer wieder gehen die Gedanken nach Husum, nach dem alten Patriziergarten mit dem Lusthause, in dem die Spreen pfeifen; und wenn er den Knaben von seinem Krammetsvogelfang in Westermühlen beim eigenen Großvater erzählt, und die schönen Herbsttage, das Bild der lieben, friedlichen Gegend, beschienen von warmem Jugendsonnenschein so lebhaft vor sein inneres Auge treten, dann weiß er sich vor Heimweh nicht zu lassen. Wohl ermahnt ihn Vater Storm: „Halte Dich möglich vom Heimweh fern!" Er aber schreibt darauf: „Du wunderst Dich, wie ich Heimweh haben könne, ich will es Dir sagen." Und dann entspringt seinem sehnsuchtgequälten Herzen das ergreifende Gedicht: „Am Deich!" Und ein andermal klagt er: „Hier — in Potsdam — sind mir die eigentlichen Adern meines Lebens unterbunden." Am ersten in Heiligenstadt, wohin er als Amtsrichter gekommen war, verlebten Geburtstage seiner Frau Constanze packt ihn das Heimweh mächtiger denn je, und nie zuvor hat die Sehnsucht schmerzlichere, zu Herzen gehendere Töne gefunden als in dem ergreifenden Gedicht: „Gedenkst Du noch . . ."

„Nun wird es wieder Frühling um uns her;
Nur eine Heimath haben wir nicht mehr."

klagt er drin. Aber zum Schlusse bricht sich der Trost durch: Sie, die seine Seele liebt, sein holdes Weib, ist bei ihm, — „wir gehen Hand in Hand."

Im Jahre 1863 regt dann inmitten einer schweren Zeit der Geldsorgen wieder leise die Hoffnung auf die Rückkehr in die Heimath die Flügel. Und als im November 1863 Friedrich VII. und mit ihm die Rechte, die der dänische König auf Schleswig-Holstein hatte, starben, da jubelt der endlich Befreite: „Die Schmach [illegible]

Beim Gedanken an das [illegible] Glück der Heimkehr [illegible] Ahnung künftigen Unheils nicht erwehren. „Nun [illegible] Herz." [illegible] Frau Constanze. [illegible] Storm zum Dichter [illegible] Sinne geschmiedet. Mit jedem Werke wächst fortan seine Kraft, steigt sein künstlerisches Vermögen. Aber immer bleibt er der Heimath treu, mögen sich auch immer neue Horizonte ihm eröffnen. Und sein letztes und gewaltigstes Werk, „Der Schimmelreiter" ist ein ergreifendes tragisches Lied auf die herbe Schönheit seiner Heimath. Es ist die Sage des heimathlichen Volkes, die im „Schimmelreiter" handelnd und erhebend aufgeführt wird. Der ewige Kampf des Werdens mit der Wirklichkeit, mit der feindlichen Macht der Elemente hat in der Gestalt des Schimmelreiters eine gewaltige Verkörperung gefunden.

In seiner „Altersvilla" zu Hademarschen, wo er an der Seite seiner zweiten Gattin, seiner Jugendfreundin Do., ein zweites Liebesglück gefunden, wo seine letzten Dichtungen entstanden waren, schloß Theodor Storm am 4. Juli 1888 die Augen zum letzten Schlafe, nach langem, arbeitsamem Leben, dem die herben Stunden wahrlich nicht gefehlt hatten. Gerade und aufrecht, ein Vorbild der Lauterkeit, Ritterlichkeit und Selbstachtung, muthig im Bekennen der Wahrheit, ein echtes Kind des Friesenlandes, dessen Lob zu singen er nicht müde geworden, war er durchs Leben geschritten. In seinen Dichtungen hatte er den hohen sittlichen Idealismus gelegt, um dessentwillen sie auf lange hinaus zu dem Edelsten gehören werden, was wir an novellistischer und lyrischer Poesie besitzen.

Die höchsten Temperaturen, welche Menschen ertragen können.

Tagesblätter brachten jüngst die Nachricht, daß zwei englische Forscher sich in einen Backofen hätten einsperren lassen, um festzustellen, welche Temperaturen sie noch ertragen könnten. Es habe sich dabei ergeben, daß die beiden Forscher eine Backofenwärme von 100 Grad Celsius oder 212 Grad Fahrenheit aushielten, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden. Diese Nachricht ist vielfach angezweifelt worden, aber ohne Grund, denn es sind schon seit 150 Jahren sichere Thatsachen bekannt, gemäß denen Menschen noch höhere Temperaturen ertragen haben. So theilte Tillet im Jahre 1764 der Pariser Akademie der Wissenschaften mit, daß er die Tochter eines Bäckers 12 Minuten lang in einem Backofen verweilen sah, worin ein Weingeistthermometer 128 Grad Celsius zeigte. Der nämliche Forscher berichtete, daß Mägde, die beim Zwangsbackofen der Stadt La Rochefoucault arbeiten mußten, bis zu 10 Minuten in einem Backofen verweilten, dessen Temperatur 132 Grad betrug. Daß diese Angabe nicht irrig ist, beweist ein Versuch, den Banks, Solander, Dundas, Lord Seaforth und mehrere andere namhafte Männer im Jahre 1744 anstellten. Sie gingen in ein Zimmer, dessen Temperatur 128 Grad Celsius betrug, und verweilten darin 8 Minuten lang. Ihre Körperwärme war während dieser Zeit nur wenig gestiegen. In demselben Zimmer wurden neben dem Ort der Beobachter Eier in 20 Minuten hart und ein Beefsteak in 30 Minuten gar.

Auch diese Temperatur ist noch nicht die höchste, welche ein Mensch mehrere Minuten hindurch überdauert hat. Wie Arago berichtet, sah man 1828 in Paris einen Mann in einen Backofen von 1 Meter Höhe eintreten, wo ein am oberen Theile angebrachtes Thermometer 137 Grad Celsius zeigte. Er blieb 5 Minuten lang in diesem Raum. Er trug zunächst eine leichte baumwollene Bekleidung, dann ein rothwollenes, dickes, mit Leinwand gefüttertes Kleidungsstück und darüber einen weiten baumwollenen, gleichfalls gefütterten Ueberrock; endlich hatte er auf dem Kopfe eine Art gefütterter Kapuze von weißer Wolle. In dem medizinischen Fachblatt „La Clinique" No. 32 wird berichtet, daß ein gewisser Martinez 14 Minuten in einem Ofen aushielt, worin das Thermometer 170 Grad Celsius zeigte. Sein Puls machte vorher 76, nachher 136 Schläge. Der Mann hielt hernach noch 7 Minuten in einer Temperatur von 152 Grad aus. Er war bekleidet und hatte besonders den Kopf mit vielem Wollzeug geschützt. Nach dem Herauskommen stürzte er sich in kaltes Wasser. Der Bericht deutet an, daß der Mann den Versuch wiederholt gemacht hat, aber nur wöchentlich je einmal. Ob die Temperaturangaben des Thermometers richtig waren, ist freilich fraglich.

Umfassende und genaue Versuche über die Wirkungen großer Wärme auf den Körper haben schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts De la Roche und Berger angestellt. Sie ertrugen die stärkste Hitze in trockenen Stuben und mit einem leinenen Schirm gegen die Strahlen der Wärme geschützt. Anfangs vermochten sie nur Temperaturen von 87 bis 90 Grad Celsius 8 Minuten lang auszuhalten; bei späteren Versuchen ertrugen sie eine Hitze von 109 Grad, empfanden dabei heftiges Brennen gegen das Gesicht, geriethen in starken Schweiß und konnten ihren Puls wegen Schnelligkeit nicht zählen, waren aber dennoch nach 45 Minuten wieder in ihrem natürlichen Zustand. Hitze, die durch Wasserdämpfe erzeugt wurde, fanden sie viel weniger erträglich als trockene; auch brachte jene eine viel größere Verminderung ihres Gewichtes durch Ausdünstung hervor als diese. Wo letztere verhindert wird, können geringere Hitzgrade schon unerträglich werden; doch berichtet der Marschall Marmont, er habe zu Brussa einen Türken in Wasser von 78 Grad Celsius oder 172 Grad Fahrenheit baden sehen, und führt noch einen Arzt als Augenzeugen dafür an. Diese Wahrnehmung steht einzig in ihrer Art da, denn nach allgemeiner Annahme ist längeres Verweilen in einem Wasserbade von 45 Grad Celsius oder 113 Grad Fahrenheit unmöglich oder lebensgefährlich.

Geangelt.

Skizze von **A. Baumgart.**

Es war um die heißeste Mittagsstunde. Hans Grabitz saß, die kurze Pfeife im Munde, auf einem trockenen Stein am Ufer des Forellenbaches.

Eben wählte er eine besonders verlockende blaue Fliege als Köder und war im Begriff, die lange Schnur auszuwerfen, als ein lauter Anruf ihn erschreckte.

„Was wollen Sie hier?" fragte ein älterer, grimmig aussehender Mann in Jagdkleidung, der wie aus der Erde gewachsen vor ihm stand.

„Na, das sehen Sie doch," antwortete Hans ärgerlich. „Forellen will ich fangen!"

„Haben Sie wohl Lust, zehn Mark Strafe zu zahlen? Hier ist das Angeln verboten. Dieser Bach gehört dem Baron Hellhof."

„Weiß ich," erwiderte Hans, indem er seine Brieftasche hervorholte, in der er eine Weile suchte. „Hier ist die Karte des Barons — lesen Sie die Rückseite."

Auf der Visitenkarte stand mit Tintenstift geschrieben: „Ertheile hierdurch Herrn Hans Grabitz die Erlaubnis, auf meinem Grund und Boden jede Art von Jagd auszuüben."

Der Aufseher las die Zeilen, brummte etwas Unverständliches und gab sie dem Besitzer zurück.

„Wenn Sie," murmelte der alte Mann im Weitergehen, „auf meinen Rath hören wollen, dann bleiben Sie wenigstens hier an diesem Theil des Baches; weiter hinauf fließt das Wasser durch den herrschaftlichen Park und dort pflegt Baronesse Irene zu angeln."

„Na, und was weiter?" fragte Hans lustig. „Sie wird mich doch nicht gleich todtschießen?"

„Kann man nicht wissen. Sie ist ja nicht ganz so wüthig wie unser Baron, aber ihre Launen hat sie auch, außerdem geht sie bei ihren Angelausflügen nicht angezogen, wie andere junge Damen."

Belustigt blickte Hans dem Alten nach. Er erinnerte sich sehr wohl des alten Barons, den er vor zwei Jahren auf einer Wandertour durch die österreichischen Alpen getroffen hatte.

Damals mußten sie beide in einer Hütte übernachten und kamen auf ihr Lieblingsthema, die Jagd, zu sprechen. Im Laufe der Unterhaltung hatte der originelle und ziemlich formlose alte Herr allerlei Bilder aus seiner Brieftasche geholt und sie seinem jungen Reisegefährten gezeigt.

Sein einziges Mädel figurirte darin in verschiedenen sportmäßigen Situationen und in einer Art Turnanzug. Lachend hatte der Baron gesagt, seine Irene sei ein halber Junge und er bedauere sehr, daß sie nicht ein ganzer sei.

Die Unterhaltung hatte mit der großmüthigen Jagderlaubnis geendigt, von der Hans heute zum erstenmal Gebrauch machte, nachdem der Zufall ihn in diese Gegend verschlagen hatte.

Jetzt, während er die Angel auswarf und eine ganze Weile darauf niederstarrte, bekam er plötzlich Lust, dem Rath des Jagdaufsehers entgegen, sich den Bach weiter hinauf zu begeben und einmal zu versuchen, ob nicht gerade dort oben die Forellen besser anbeißen würden als hier.

In der That hatte er bereits eine Stunde ganz umsonst in das Wasser gestarrt. War er unaufmerksam — oder war ihm heute das Glück nicht hold — jedenfalls biß keiner von den flinken Gesellen an.

Endlich sprang Hans auf, riß die Schnur aus dem Wasser, warf die Angelruthe über die Schulter und wanderte stromaufwärts.

Nach einer Viertelstunde stand er vor einem Gitter, welches quer den Lauf des Baches überspannte, aber nicht verschlossen, sondern nur angelehnt war.

Dahinter war eine kleine Brücke. Hier mußte man guten Fang machen. Hans zog einen neuen Köder hervor, setzte sich mit dem Rücken zum Gitter an der Böschung nieder und warf die Angel aus.

In demselben Augenblick rief eine zornige Mädchenstimme:

„Was soll denn das heißen? Wer untersteht sich dort zu angeln?"

Hans rührte sich nicht. Er sah, daß in diesem Augenblick sein Korken untertauchte und längere Zeit unter Wasser blieb.

„Prachtvoll," dachte er. „Hier habe ich wirklich eine gute Fangstelle erwischt!"

„Heda!" rief die helle Mädchenstimme von neuem. „Sie haben kein Recht, hier zu angeln!"

„Ruhig!" stieß Hans in seinem Jagdeifer hervor. „Stören Sie mich jetzt nicht! Eben beißt eine an!"

Hinter seinem Rücken hörte er eilige Schritte herannahen, gleich darauf erklang ein pfeifender Ton in der Luft und eine große Angelschnur schwirrte über ihn hin.

In der nächsten Sekunde durchzuckte Hans ein heftiger Schmerz: der Angelhaken der zornigen Dame hatte sich in seiner Kopfhaut festgesetzt.

„Himmelsakra", murmelte Hans, ohne jedoch seinen Angelstock loszulassen. Es that verteufelt weh, aber wenn man ihn in diesem Augenblick auch skalpirt hätte, er würde schwerlich seine Angelruthe losgelassen haben. Mit einem unartikulirten Ruf schnellte Hans die Beute aus dem Wasser — es war ein mächtiger Kerl von mindestens zwei Pfund, den er da erwischt hatte!

Die junge Dame, die immer noch unsichtbar war, hatte nicht die Absicht gehabt, die Kopfhaut des fremden Eindringlings zu ködern. Als sie bemerkte, welches Unglück geschehen war, stieß sie einen hellen Schreckensschrei aus. Hans bewahrte auch jetzt noch seinen Heldenmuth.

„Rühren Sie sich nicht", rief er der Unsichtbaren zu. „Wenn man einen solchen Haken herausziehen will, muß man sehr vorsichtig sein. Hier, machen Sie lieber meinen Fisch los und thun Sie ihn in mein Netz — es hängt neben mir im Wasser."

„Geben Sie her," rief das junge Mädchen ängstlich. „Aber, bitte, sehen Sie sich nicht um, ich bin in einem unmöglichen Kostüm."

Eine kleine Hand griff an seinem Gesicht vorbei nach der Schnur und zog die zappelnde Beute hinter ihn. Aus der Wunde an Hans' Kopf sickerte jetzt Blut; die Sache sah viel gefährlicher aus, als sie war.

„Ich habe nämlich das Recht, hier zu fischen," rief Hans mit immer noch gutem Humor der Baronesse zu, die er mit Recht in der hinter ihm stehenden jungen Dame vermuthete.

„Mein Name ist Grabitz — Ihr Herr Vater hat mir persönlich und schriftlich die Erlaubnis ertheilt, mich auf seinen Jagdgründen zu tummeln."

Während er sich in dieser etwas ungewöhnlichen Weise vorstellte, versuchte er, den immer noch in seiner Kopfhaut steckenden Angelhaken loszumachen, riß sich aber dabei noch die Hand blutig.

Die helle Mädchenstimme hinter ihm rief ihm zu: „Machen Sie die Augen zu; ich will den Haken entfernen. Sie verletzen sich ja immer noch mehr."

Gehorsam schloß er die Augen und biß die Zähne zusammen; denn obwohl es zarte Mädchenhände waren, die sich mit seinem Haupt beschäftigten, that es dennoch weh, als sie den Widerhaken entfernten.

„Oh Gott, oh Gott," murmelte die Baronesse dabei fortwährend, „warum sind Sie aber auch hieher gekommen!"

„Ich war nicht auf einen mörderischen Ueberfall gefaßt," antwortete er kläglich, die Augen fest zukneifend. „Haben Sie meinen Fisch in's Wasser gehängt?"

„Ja, ja, er ist im Netz — so, jetzt will ich Ihre Wunde verbinden. Geben Sie mir Ihr Taschentuch."

„Unmöglich, das brauche ich selbst."

„Nun, so werde ich das meinige nehmen. Wenn Sie verbunden sind, kommen Sie durch den Park in's Schloß; mein Vater ist zwar ein Einsiedler, da Sie ihn aber kennen, möchte ich doch, daß Sie ihn begrüßen."

Während sie so sprach, hatten ihre Hände flink und geschickt einen kühlenden Verband auf seine Kopfwunde gelegt.

Ein eigenthümliches Gefühl von Wohlbehagen durchrieselte Hans; es wurde so stark, daß er hinter sich griff und die beiden Hände festhielt, die ihn erst verwundet und dann verbunden hatten.

„Ich danke Ihnen," rief er aus. „Und ich werde kommen. Sie sind doch Fräulein Irene von Hellhof — nicht wahr?"

Die junge Anglerin entfernte sich und rief aus einiger Entfernung zurück: „Ja, ja, die bin ich."

Hans sprang auf, nahm sein Netz aus dem Wasser, schulterte sein Angelgeräth und strebte eilig dem Schlosse zu.

Hans wußte nicht, ein wie starker Faktor das Mitleid im weiblichen Herzen ist; ebenso wenig wußte er, daß der alte Herr in den zwei Jahren mehr als einmal von ihm gesprochen und den Wunsch geäußert hatte, seinen jungen Reisegefährten einmal wiederzusehen.

Es war klar, daß in dieses Haus selten oder niemals Gäste kamen, denn empfangen wurde Hans in der Halle von einem alten Mann, der eben sowohl Bauer als Kammerdiener oder Kutscher sein konnte.

„Nanu?" rief er beim Anblick des Fremden aus. Was wollen Sie denn?"

„Ich will Baron Hellhof besuchen. Das gnädige Fräulein hat mich herbestellt. — Wo befindet sich der Herr Baron?"

Das vierschrötige Faktotum wies auf eine Thür und sprach: „Da drinnen wird er wohl sein — sehen Sie mal nach."

Schmunzelnd schlug Hans die angedeutete Richtung ein und stand gleich darauf in einem Raum, der zwar kein Salon, aber auch kein Wirthschaftszimmer, sondern offenbar nur irgend ein Durchgang war. —

„Nur Muth," dachte Hans bei sich und stieß eine zweite Thür auf.

Jetzt stand er in einem kahlen Zimmer, worin sich nur einige Regale, Tische und Wandschränke befanden; aber weiter traute er sich nicht. Wartend blieb er mitten in dem Raum stehen. Nach einiger Zeit hörte er eine helle Mädchenstimme in einiger Entfernung rufen; die junge Dame suchte ihren Vater, diesen originalen, alten Herrn, von dem man in der ganzen Gegend erzählte, daß er trotz seiner Bärbeißigkeit und seines Einsiedlerlebens zu lustigen Streichen aufgelegt sei.

Ein paarmal war es Hans, als höre er in seiner Nähe ein Rascheln wie von Zweigen oder Hobelspähnen.

Er achtete nicht weiter darauf, sondern trat an das Fenster, von wo man in den Garten blicken konnte.

Da öffnete sich hinter ihm die Thür und das Faktotum erschien. Der Mann ging quer durch den Raum und rief dem Fremden zu:

„Ich muß 'ne Kiepe Holz da rausholen. Entschuldigen Sie."

Er verschwand hinter einer der vier Thüren, die in dieses Gemach mündeten.

„Aha," dachte Hans. Hier nebenan ist die Holzkammer."

Nebenan schien der alte Diener Selbstgespräch zu halten, denn Hans hörte deutlich, wie er jetzt sagte:

„Der Boden von dem vertrackten Korb hält ja nicht aus. Der ist schon ganz morsch."

Darauf folgte einiges Gemurmel, dann erschien der Alte wieder, auf dem Rücken einen mächtigen Tragkorb schleppend. — Schnaufend ging er einige Schritte weiter — und rief ängstlich dabei:

„Das bricht — das bricht —"

Und wirklich, es brach. Mit Donnergepolter fuhren aus dem zerreißenden Boden des Tragkorbes ein Paar in dicken Filzpantoffeln steckende Füße heraus, denen ein Rumpf und schließlich ein ganzer Mensch folgte, der mitsammt dem Korb und dem Diener nunmehr in einem Haufen, überschüttet von Hobelspähnen und Kleinholz, auf den Boden hinkollerte.

„Allmächtiger," kam es in dumpfem Stöhnen zwischen den Hobelspähnen hervor. „Du bist doch das größte Rindvieh welches die Welt trägt."

„Na ja, Herr Baron," antwortete der Alte, „das weiß ich schon lange."

Hans stand am Fenster und hielt sich die Seiten vor Lachen. Nie in seinem Leben hatte er etwas Komischeres gesehen, als diese verunglückte [illegible]. Dann eilte er mitten im Lachen auf den Baron zu, um ihm beim Aufstehen zu helfen.

„Na ja," rief dieser, [illegible] „nun haben Sie mich gleich in voller Würde gesehen. Ich wollte mich erst unsichtbar machen, ehe ich Ihnen guten Tag sagte. Aber Sie stellten so grausame Wache vor meiner Holzkammer. Irene [illegible] sie sich geangelt hatte. Nun kommen Sie und trinken Sie ein Glas Wein mit mir."

Bald darauf saß Hans zwischen dem Baron und seiner schönen Tochter in dem behaglichen Wohnzimmer des Schlosses und erzählte von sich und seinem Schicksal, was der alte Herr nur irgend zu wissen wünschte.

Irene war noch tausendmal schöner als jene Bilder, die Hans so gut in der Erinnerung behalten hatte. Nur trug sie jetzt keinen Turnanzug, sondern ein reizendes weißes Kleid und war wunderschön frisiert.

Als eine Stunde vergangen war, hatte der Baron Hans Grabitz als Logiergast für die nächsten Wochen eingeladen.

Und als acht Tage vergangen waren, da hing Hans an einer noch viel festeren Angel, als vorher im Parke — er und Irene hatten beschlossen, fortan jeden Jagd- und Angelsport gemeinsam zu betreiben.

Das Leben eines Japaners.

Nach einem Vortrag des japanischen Journalisten Shuho Chiba.

„Die Japaner werden gerade so geboren und sterben auch, leider, ganz so wie Europäer, — mit diesen Worten beginnt der Journalist aus Nippon die Schilderung des Lebens der Japaner. Aber von der Wiege bis zum Sarg ist der Weg ziemlich lang und Nippons Kinder schreiten auf diesem doch ein wenig anders — und dies bezieht sich nicht nur auf ihren eigenthümlichen, etwas wiegenden Gang — als wir.

Die kleinen japanischen Kinder werden im Alter von 21, das heißt 3×7 Tagen (die Zahl 7 spielt auch in Japan eine große Rolle) in den Tempel gebracht — in welchem Tempel immer, denn „ein jeder Gott ist gut" — und dort geben ihm die Eltern einen symbolischen Namen. Ein kräftiger Knabe wird Bär oder Löwe genannt, ein Mädchen Blume usw. Das dreijährige Kind besucht schon den Kindergarten und mit dem siebenten Jahre beginnt der Schulzwang, der bis zum dreizehnten Jahre dauert.

Während dieser Zeit besuchen die Kinder die Volksschule, wo sie lesen, schreiben, rechnen, malen, zeichnen lernen. Religion wird in keiner Schule unterrichtet — die Kinder können die Religion nicht verstehen — anstatt dessen werden den Kleinen die Biographien der Helden und Heldinnen erzählt. Große Schwierigkeiten bereitet das Erlernen des Schreibens, da die Japaner 48 Alphabete besitzen. Doch hat dies auch seine gute Seite, da die Kinder durch das Handhaben der feinen Pinsel, mittels deren sie schreiben, sich eine große Fertigkeit im Zeichnen und Malen aneignen. Aus der Schule nachhause gekommen, muß das Kind der Mutter das an dem Tage in der Schule gelernte genau wiederholen. Knaben und Mädchen werden separat unterrichtet. Erstere lernen außer der Schule Fechten und Ringen, letztere Blumen arrangiren und Theeceremonien bereiten. Aus der Volksschule kommen die Knaben in die Mittelschule (kein Gymnasium), wo sie die erste fremde Sprache lernen — nach Belieben Deutsch oder Englisch —, und die Mädchen in eine Art höhere Töchterschule. Als höheres Studium steht für letztere blos eine Universität mit einer einzigen Fakultät offen, derjenigen für Literatur.

Die Knaben besuchen nach der Mittelschule die Hochschule — Vorbereitungskurs für die Universität —, wo sie in die Mysterien einer zweiten fremden Sprache, der englischen, respektive der deutschen, eingeführt werden. Auch müssen sie hier Lateinisch, Griechisch und ein wenig Hebräisch studiren. Nach einer Aufnahmeprüfung können sie dann endlich die Universität — deren es in Japan vorläufig blos sieben giebt — beziehen. Erreicht ein Jüngling das vierundzwanzigste, ein Mädchen das zwanzigste Jahr, so wird von den Eltern eine Braut oder ein Bräutigam ersehen und die Trauung findet, durch Vermittlung der beiderseitigen Freunde, bald statt. Alte Jungfer zu werden ist eine große Schande und daher heirathet in Japan ein Jeder und eine Jede. Ist die Ehe unglücklich, so schreiben die beiden Ehegatten dem Standesamte, daß sie sich scheiden wollen, und damit ist die Scheidung bereits vollzogen.

Die Frau lebt fast ausschließlich für das Heim, besucht die Gesellschaft äußerst selten; der Mann sucht zwar die Theehäuser mit den reizenden Geishas auf, doch geht ein Japaner nach zehn Uhr Abends nicht mehr aus. Als Unterhaltung dienen die Theater, deren es in Japan sehr viele gibt (sogar zahlreiche Mori), altjapanische und ganz nach europäischem Geschmack eingerichtete. Besonders beliebt sind Theater und Schauspieler bei den Frauen.

Das Begräbnis ist äußerst einfach, der Leichnam wird meistens verbrannt — es gibt kein japanisches Dorf ohne Krematorium.

— Die päpstliche archäologische Akademie schreibt, wie aus Rom berichtet wird, für das nächste Jahr gemäß einer Stiftung Leo's XIII. folgende Preisarbeiten aus: „Die etruskische und lateinische Kultur zur Zeit, als die ersten griechischen Vasen mit schwarzen Figuren bekannt wurden", und „Die Ikonographie Constantins des Großen und seiner Familie bis zum Ende des Mittelalters". Die Arbeiten sind in einer der Kultursprachen abzufassen und bis zum 31. Dezember 1914 mit Stichworten usw. an das Sekretariat der Akademie (Prof. Orazio Marucchi) einzusenden. Der erste Preis beträgt 1000 Lire; außerdem wird ein zweiter zuerkannt.